

Nr. 272. Bromberg, den 26. November 1933

Zum Totenfest



Wann ich gestorben, schlagt den schwarzen Mantel
um meinen morschen Leib, wie er verschlissen.
Ihr wißt, warum: die Sünde, die Tarantel,
hat mich in grüner Jugend scharf gebissen.

Drum mußt ich taumelnd in dem tollen Tanze,
der Leben heißt, durch böse Irren schweifen,
am Becher wilder Lust, am bunten Kranze
der Torheit wie an Blumen mich vergreifen.

Wie sollt ich anders denn vor Gott erscheinen
am jüngsten Tag als trauernd und zerrissen?
Ach! mein Gefolg, mein Engel, der wird weinen
und mein Vertrauter zagen, mein Gewissen.

So sprach ich. Und mein Töchterlein, das feine,
wischt' aus den Augen sich die hellen Zähren:
„O Vater, diese Farben sind nicht deine;
wie kommst du auf die alten Heidenmären?"

„Ich weiß es besser, wie wir dich kleiden:
dein Leichentuch muß grün sein, und ein rotes
Herz auf dein Herz genäht; denn diese beiden,
das Grün und Rot, verkünden nichts Gedrohtes."

„Die frohen Christenfarben sollst du nehmen
mit grünem Christenglauben in die Erde.
Was spielst du so mit wüsten Heidenschemen,
verzerrt durch Gram der düstern Nachtgebärde?"

So winkte mich das Kind zur Himmelspforte
zurück, zurück zum Grün, zum grünen Hoffen,
zurück zum Rot, zu dem, deß Wunden offen
geblutet an dem Kreuz, zum Liebeshorte.

Drum, wenn ich sterbe, sollt ihr grün mich kleiden,
ein rotes Herz mir näh'n auf Herzensstelle:
Grün ist das Wort vom Christ und rot, die Welle,
die eine schwarze Welt gesühnt durch Leiden.

Ernst Moritz Arndt

Wie Könige starben.

Mors imperator! Kaiser Tod! So lautete die Unterschrift unter einem Bild, dessen Erscheinen im Dreikaiserjahre 1888 über die Grenzen Deutschlands hinaus Sensation erregte. Es stellte den Tod mit Purpurmantel und Krone dar, wie er, in der einen Hand das Szepter, mit königlicher Gebärde einen Thron umstößt. Von den zahlreichen Oberhäuptern der Länder republikanischer Staatsform ist es nur wenigen beschieden gewesen „in den Sielen" zu sterben. Die meisten von ihnen schlossen ihr Leben fern von den großen politischen Lebenszentren ab, andere wurden durch Mörderhand von stolzer Höhe herabgeschleudert.

Etwas anders verhält es sich mit den gekrönten Staatsoberhäuptern der monarchisch regierten Länder. Von ihnen starben wohl die allermeisten in den Sielen, wenn man von den ganz wenigen Ausnahmefällen absieht, in denen ein Monarch, sei es wegen hohen Alters, sei es wegen Kränklichkeit oder sonstiger zwingender Gründe zugunsten eines Nachfolgers auf den Thron verzichtet. Auch unter ihnen gibt es freilich viele, die gleich so manchem ungekrönten Staatsoberhaupte eines gewaltsamen Todes starben. Im Altertum und Mittelalter, als der Kaiser oder König an der Spitze seines Heeres in den Kampf zu ziehen pflegte, sank manche Fürstenkrone, vom Schwert des Gegners getroffen, auf das blutdurchtränkte Schlachtfeld hinab.

In den späteren Zeitaltern änderte sich das. Überschaut man die Reihen der deutschen Herrscher, die während der letzten Jahrhunderte auf deutschen Fürstensesseln thronten, so findet man, daß fast alle, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in der gleichen Art wie die meisten anderen Menschenkinder der Natur ihren Tribut entrichteten. Nicht allzuviel pflegt es zu sein, was darüber mit unbedingter Zuverlässigkeit aus den Sterbezimmern der Paläste in die Öffentlichkeit dringt.

Recht dramatisch gestalteten sich die letzten Augenblicke König Friedrich Wilhelms I. Er war bei vollem Bewußtsein, als der Tod an sein Sterbelager trat. Dem Leibarzt fiel eine plötzlich einsetzende Verlangsamung der Pulsschläge des Patienten auf, und er fühlte sich verpflichtet, dem König davon Mitteilung zu machen. „Majestät, Hochdero Pulsschlag wird plötzlich sehr langsam", sagte er. „So sorge Er, daß er wieder schneller geht", erwiderte der König. „Majestät — — — er stockt — — — er stockt schon wieder — — — er setzt aus." „Er soll aber nicht aussetzen", rief wütend der König und erhob seinen Stock, um im selben Augenblick tot in die Kissen zu sinken. „Friedrich dem Großen, der, seit langer Zeit schwer an der Wassersucht leidend, von seinen Windspielen umgeben, mit denen er auch das Grab zu teilen wünschte, gern auf den Terrassen von Sanssouci saß, wird das Wort in den Mund gelegt: „Bald werde ich dir näher sein", das er an einem seiner letzten Lebenstage beim Anblick der Abendsonne vor sich hingeflüstert haben soll. Von Friedrich Wilhelm III. berichtet eine Erzählung, daß er kurz vor seinem Tode den Wunsch äußerte, eine Apfelsine zu essen, daß eine solche aber nicht im Schlosse gewesen sei, und daß es nicht möglich war, sie herbeizuschaffen, weil der gesandte Bote nicht imstande war, durch die ihn mit teilnahmsvollen Fragen umdrängende Menschenmenge durchzudringen. Als man dem König auf seine wiederholten Fragen davon Mitteilung machte, habe er ein Lächeln der Befriedigung über die Anteilnahme des Volkes gezeigt und sei unmittelbar darauf eingeschlafen. Dem tieferschütternden Dulderschicksal, dem die Heldengestalt Kaiser Friedrichs erlag, läßt sich annähernd nur das Schicksal Friedrich Wilhelms IV. zur Seite stellen, der sich jahrelang in einem zwischen völliger Apathie und wenig mehr als halbwaches Dahindämmern bedeutenden Zustande befand und so langsam der Auflösung entgegenging.

Anders als Friedrich Wilhelm I., der mit der ihm eigenen urwüchsigen Draufgängerkraft sogar den Tod mit dem Krückstock bedrohen wollte, starb Ludwig XIII. von Frankreich. Wenige Stunden vor seinem Tode führte man ihm den damals fünfjährigen Dauphin, den späteren Ludwig XIV. zu, der eben erst getauft worden war. „Wie heißt du denn, mein Kind", fragte der König. „Ich heiße Ludwig XIV.", erwiderte prompt das Kind. „Noch nicht, mein Kind", soll der sterbende König entsetzt erwidert haben. Unter den späteren Herrschergestalten Frankreichs ist das grausame Geschick, das Ludwig XVI. und Maria Antoinette unter das Fallbeil zwang, bekannt. Bitter war auch das Ende Kaiser Maximilians von Mexiko, der gemeinsam mit den Generalen Miramon und Meja im Jahre 1867 zu Queretaro auf Grund eines Kriegsgerichtsurteils standrechtlich erschossen wurde. Direkt vom Maskenball in den Tod ging Gustav III. von Schweden. Er wurde in der Nacht zum 17. März 1792 auf einer Maskerade zu Stockholm von dem als schwarzer Domino verkleideten Anckerström erschossen, mit den Worten „Schöne Maske, gute Nacht".

Die Ermordung gekrönter Häupter findet sich seit den Zeiten Julius Cäsars immer wieder bei allen Nationen im Laufe der Weltgeschichte vor. Rußland vor allem war immer dasjenige Land, in dem sich die brutale Allgewalt des Todes am grausamsten und erschütterndsten den Trägern der Herrscherkrone gegenüber offenbarte. So wurde im Juli 1762 dem Zar Peter III. vom Grafen Orloff und seinem Sohn Kaiser Paul I. ein gleiches Schicksal bereitet. Das russische Volk aber erfuhr im ersteren Fall nur, daß „Väterchen Zar" am „Blutsturz", im zweiten, daß er an einem „Schlaganfall" verschieden sei. Im März 1881 wurde Kaiser Alexander II., dem das russische Volk die Befreiung von der Leibeigenschaft verdankte, von einer auf ihn geschleuderten Bombe getötet. Das furchtbarste Los aber erlitt der letzte „Selbstherrscher aller Reußen", Zar Nikolaus II., der mit seiner ganzen Familie ermordet und verbrannt wurde.

Auch die Hinrichtung Maria Stuarts bildet ein dunkles Blatt im Buche der Geschichte. England hat außerdem die Hinrichtung Jacobs I. zu verbuchen und Italien, das Land der Camarilla, das von jeher das Dorado des politischen Meuchelmordes war, erlebte des letzte Mal am 29. Juli 1900 einen Königsmord, als Humbert I. einer Mordwaffe zum Opfer fiel.

Auch an das Ende der Kaiserin Elisabeth von Österreich, des Erzherzogs-Thronfolger Ferdinand und seiner Gemahlin in Serajewo, sowie König Alexanders von Serbien und seiner Gattin, sei in diesem Zusammenhang gedacht. Tragisch ist auch das Schicksal König Ludwigs II. von Bayern zu nennen, der im Starnberger See freiwillig sein Leben endete und im Ringen mit dem ihn zurückhaltenden Arzte Professor Gudden, auch diesen mit sich in das Wassergrab riß.

Mit größter Ruhe und Gefaßtheit ging Maria Theresia dem Tode entgegen. Als man ihr in letzter Stunde ein Schlafmittel anbot, um ihr über die Leiden der beginnenden Agonie hinwegzuhelfen, lehnte sie das entschieden ab mit den Worten: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode! Ich will nicht von ihm im Schlaf überfallen werden. Ich will den Tod in seiner ganzen Wirklichkeit kommen sehen". Sodann bezeichnete sie einen der Hofleute, der ihr nach dem Tode die Augen zudrücken sollte, denn „dem König selbst kann man das nicht gut zumuten". Etwas anders dachte darüber der Große Kurfürst, der sich kurz vor dem Eintritt des Todes eigenhändig beide Augen zugedrückt hat.

Nicht ohne Humor hat vor einigen Jahrzehnten der greise Fürst eines mitteldeutschen Staates das Wort vom „Kollegen Tod" geprägt. Wenn er in seinen letzten Lebensjahren seinen Getreuen gegenüber vom Sterben sprach, so pflegte er stets zu sagen: „Kollege Tod vergißt mich nicht". Fragte man ihn, was er mit diesen eigenartigen Worten meine, erwiderte er kurz und schlagend: „Ich bin hier Herrscher über die Menschen, aber der Tod, mein größter Kollege, ist Herrscher über meine Untertanen und über mich."

Das schönste deutsche Dichtergrab.

Theodor Körners letzte Ruhestätte.

Von Hermann Ulbrich-Hannibal.

Auf seinem Heldenzuge war das Lützowsche Freikorps in den Augusttagen des Jahres 1813 bis in die Gegend der mecklenburgischen Sommerresidenz Ludwigslust gekommen und hatte in dem kleinen Dorfe Wöbbelin Quartier genommen. Die Heldenjünger der wilden Jagd gönnten sich in dem Dorfe die wohlverdiente Rast. Aber einer

der jüngsten Streiter aus ihren Reihen, der noch nicht zweiundzwanzig Jahre alte Dichter Theodor Körner, ging von der Landstraße einige hundert Meter nach Osten. Dort standen, knorrig ineinander verwachsen, zwei stattliche Eichen, Bäume, deren Stärke er als deutsches Sinnbild oft besungen hatte.

Er ließ sich zu Füßen der beiden Riesen auf einem Stein nieder, blickte über das weite Land und dann an den knorrigen Ästen in die rauschende Krone der Eichen empor, ließ seine Augen wieder an ihrem dicken Stamm hinabgleiten und an seinem Degen haften bleiben. Dann dichtete er unter dem Rauschen der deutschen Eichen das Lied:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab meine Freude dran."

Und als er die letzten Worte geschrieben hatte:

„Der Hochzeitmorgen graut.
Hurra, du Eisenbraut!"

da dachte er an den Heldentod und bat seine Kameraden, falls er für das Vaterlend fallen sollte, ihn im Schatten dieser Eichen zu begraben.

Schon nach einigen Tagen traf ihn bei Gadebusch die tödliche Kugel. Zwei Tischlergesellen aus seiner Kompagnie zimmerten ihm aus einem alten Torflügel einen schlichten Sarg. Vier Jäger schaufelten ihm zu Füßen der verwachsenen Eichen das Grab. Gegen Mittag des 27. August gaben die Lützowschen Jäger ihrem Heldensänger dann bei gedämpftem Trommelschlag das letzte Geleit.

Mit seinem Liede „Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd" nahmen sie von ihm Abschied. Ein Feldwebel brannte mit einem glühenden Ladestock den Namen und den Todestag des Dichters in die Rinde der Eiche. Und ein Kosak, der es nicht übers Herz bringen konnte, den mutigen Kämpfer ohne Ehrensalve bestattet zu sehen — die wegen der Nähe des Feindes unterbleiben sollte —, riß die Pistole aus seinem Gürtel und erwies dem Sängerhelden die letzte Ehre.

Er ist würdig bestattet worden, wie selten ein Dichter und Freiheitskämpfer. Keine Ruhmeshalle könnte ihn ehrenvoller aufnehmen als dieser Flecken deutscher Erde.

Schon von weitem fallen die beiden eng zu einem Baum verschlungenen Eichen mit ihrem knorrigen Geäst auf. Sie tragen, wie der Vater Theodor Körners sagte, wohl das Haupt in den Wolken, aber neigen ihre Arme zur Stätte des Grabes hinab, wo ein Altar vergoldet die Symbole des Dichters trägt: Leier und Schwert. „Hier wurde", so besagt eine Inschrift auf der Vorderseite des Altarsockels, „Carl Theodor Körner von seinen Waffenbrüdern mit Achtung und Liebe zur Erde bestattet"; während die Rückseite des Altars mit den folgenden Worten die Persönlichkeit des Dichters wachhält „Karl Theodor Körner, geboren zu Dresden am 23. September 1791, widmete sich zuerst dem Bergbau, dann der Dichtkunst, zuletzt dem Kampfe für Deutschlands Rettung. Diesem Beruf weihte er Schwert und Leier und opferte ihm die schönsten Freuden und Hoffnungen einer glücklichen Jugend. Als Leutnant und Adjutant in der Lützowschen Freischar wurde er bei einem Gefecht zwischen Schwerin und Gadebusch am 26. August 1813 schnell durch eine feindliche Kugel getötet."

An den anderen beiden Seiten leuchten in Goldbuchstaben Worte aus dem Dichtermund des Helden:

„Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen!"

und

„Dem Sänger Heil, erkämpft er mit dem Schwerte
Sich nur ein Grab in einer freien Erde."

Gedankenvoll blickt man auf den Stein zu Füßen der Eichen, vor denen der Freiheitskämpfer ruhte, als er sein Schwert besang. Der dicke Stamm zeigt die Stelle, da der Lützowsche Feldwebel den Namen des Helden einbrannte, und die Spuren von der Einlassung der Körnerschen Personalpapiere in den Baum. Eine Tafel an der Eiche versucht durch eine Inschrift das weihevolle Gepräge wiederzugeben, das deutscher Geist und deutsche Landschaft dieser Stätte verliehen haben, und beginnt mit den Worten:

„Deutscher Baum, du Liebling seiner Lieder,
Du umschattest jetzt sein stilles Grab,
Siehst stolz auf den deutschen Sohn hernieder,
Neigest freundlich dich zu ihm herab."

Darunter hängt das Schwert Gottlieb Schnelles, des Freundes Theodor Körners. Eine Bronzebüste des Dichters schaut auf das weihevolle Grab und auf die efeuumrankten Gräber seiner Eltern, seiner Schwester und seiner Tante, auf den mit Leier und Schwert gekrönten Altar.

Neben der Grabesstätte steht eine Gedenkhalle für den toten Dichter. An ihren Wänden hängen Schleifen verzierter Kränze. Darunter ist ein Kranz aus Moos, das auf der Wartburg wuchs, von Fritz Reuter mit eigenhändiger Widmung; ferner ein Kranz der Braut Toni Adamberger, von dem die Besucher nur noch den Draht übrig ließen. Aber seine Schleifeninschrift leuchtet noch wie ehedem: „Frisch auf!" Dort wird auch das vielbesungene Schwert des Dichters, die Eisenbraut des Heldensängers, aufbewahrt, und sein Tschako mit dem dunklen Schweif, der Helm der Lützower.

Eine Mahnung geht von dieser Stätte aus, wie sie Ludwig Wiechelt in die Worte kleidete:

„Wandrer, der du hier vorbeieilst, bleib!
Bleib hier und kniee am Rasen dort nieder,
Unter Leyer und Schwert! Dort ruhen die Glieder
Von Theodor Körner — sein Ruhm blieb zurück —
Der mutig den Streit für die Freiheit bestanden."

Keine Ruhmeshalle, kein großes Denkmal kann den toten Freiheitskämpfer und -sänger besser ehren als das Rauschen der deutschen Eichen.

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

(25. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Er hatte nicht lange Zeit, über eine Erklärung für diesen unerwarteten Besuch nachzusinnen. Denn als er Sylvias ansichtig wurde, war er im ersten Augenblick von ihrer Erscheinung so betroffen, daß dieser Eindruck jeden anderen Gedanken verdrängte. Er mußte sich ordentlich zusammenreißen.

„Bitte, nehmen Sie Platz, gnädige Frau! Womit kann ich dienen?" sagte er und es war ihm selbst peinlich, daß es etwas süßlich klang.

„Ich komme wegen Herrn Freese. Sie halten ihn fest. Er ist unschuldig!" erklärte Sylvia erregt.

Schröder überlegte schnell, daß es sinnlos war, hier Versteck zu spielen, sie wußte ja sichtlich Bescheid. „Das behauptet er auch!" entgegnete er. „Aber das sagt jeder, der beschuldigt wird. Er geht sogar so weit, daß er Sie verleugnet und erklärt, Sie seien gar nicht seine Frau."

Er hatte das ganz geflissentlich erwähnt und geglaubt, mit dieser Mitteilung große Wirkung zu erzielen und die junge Frau, soweit es möglich war, sogleich gegen ihren Gatten einzunehmen. Aber er hatte sich getäuscht.

„Das bin ich auch nicht!" erwiderte sie.

Der Kommissar lächelte, als ob dies ein launiger Scherz gewesen wäre. „Sondern? — Wessen Frau sind Sie denn?"

„Die Georg Stuckerings!"

„Ach ja . . . des Herrn Stuckering." Der Kommissar lächelte spöttisch. „Ich habe schon von ihm gehört. Leider, ohne seine Bekanntschaft machen zu können. Und ich fürchte, das wird auch nicht nachzuholen sein. Wissen Sie, gnädige Frau, das ist eine herrliche und einzigartige Geschichte . . . Freese hat sie mir ausführlich erzählt, ich nehme an, daß auch Sie sie kennen. Sie wollen also sagen, daß Ihr richtiger Gatte, eben jener Stuckering, der eigentliche Bösewicht ist! Wo befindet er sich denn?"

„Das weiß ich nicht!"

„Diese Antwort habe ich erwartet. Sie wissen es nicht, Freese weiß es nicht und wir auch nicht. Niemand weiß es und niemand wird ihn finden. Denn er existiert gar nicht."

Sylvia sah ihn mit großen ernsten Augen an. „Er existiert!“ sagte sie leise. „Ich kann nur nicht . . .“

„Was können Sie nicht?“

„Sie können von mir nicht verlangen, daß ich Ihnen helfe, seiner habhaft zu werden.“

„Wir verlangen es gar nicht!“ meinte Schröder unbeirrt. „Aber ich werde Freese kommen lassen, vielleicht unterhalten wir uns zu dritt besser!“

Er ging hinaus und gab den Auftrag, den Häftling vorzuführen.

Einige schweigende Minuten vergingen. Sylvia saß regungslos auf ihrem Stuhl und sie rührte sich auch nicht, als Freese eintrat. Der Kommissar hatte eine kleine Familienszene erwartet, aber nichts dergleichen geschah. Freese würdigte die Besucherin kaum eines Blickes.

„Bitte!“ sagte er.

„Sie dürfen sich ruhig begrüßen“, erklärte Schröder erstaunt und etwas beirrt ob der Effektlosigkeit dieser Begegnung, die er ja in bestimmter Absicht herbeigeführt hatte, in der Erwartung, daß ein spontaner Gefühlsausbruch erfolgen würde, eine jener unwiderstehlichen Aufwallungen, die sich trotz aller Selbstbeherrschung nicht unterdrücken lassen und die dann hinlänglich verräterisch sind.

Doch Freese schüttelte nur ablehnend den Kopf. Seit dem Augenblick, da er Sylvia im Zimmer des Kommissars bemerkt hatte, war er von dem bitteren Gefühl beherrscht, daß sie nur gekommen war, um Georg Stuckering zu decken.

Sylvia wandte sich an ihn: „Verzeihen Sie mir!“ sagte sie gequält. „Es ist mir schrecklich, daß Sie da hineingeraten sind — ich möchte Ihnen so gerne helfen!“

„Das können Sie ja! Warum tun Sie es nicht?“ entgegnete er fast unhöflich.

Sie gab keine Antwort, aber ihre Miene verriet, wie sie mit sich kämpfte. Seine Worte und der Ton, in dem sie gesprochen waren, schienen sie tief verwundet zu haben. Es lag Verachtung in diesem Ton, Enttäuschung und Schmerz.

Schröder tat, als sei er in das Studium eines Aktenbündels vertieft, und überließ die zwei Menschen scheinbar völlig sich selbst. Er hatte für solche Gelegenheiten stets Akten bei der Hand, sie waren für ihn ein nützliches Requisit, hinter dem er verbergen konnte, daß er insgeheim beobachtete. Allein was er sah, war für ihn wenig aufschlußreich: in welcher Art verkehrten die beiden! War das nur zielbewußtes Theater, um ihn zu täuschen, oder bestand zwischen den beiden wirklich ein anderes Verhältnis, als er annahm?

„Ich habe bereits erklärt, daß Sie nicht Stuckering sind!“ versicherte Sylvia und sie bewahrte nur schwer ihre Fassung.

Auf Freese schien es keinen Eindruck zu machen. „Wirklich, haben Sie sich das abgerungen?“ entgegnete er nur herb. „Und weiter zu gehen verbieten Ihnen wohl gewisse Rücksichten? Ich habe es mir gedacht, daß Sie sich, wenn es darauf ankommt, für ihn entscheiden werden. Es ist dann wirklich höchst überflüssig, daß Sie mich Ihrer freundlichen Teilnahme versichern!“ Es bereitete ihm quälende Lust, sie zu kränken.

Der Kommissar wollte nun eingreifen, aber er kam nicht dazu. Neuerdings wurde geklopft, der junge Beamte von vorhin tauchte wieder auf und flüsterte ihm etwas zu.

Gereizt, mißbilligend wehrte sich Schröder gegen die Störung. „Sie sehen doch, daß es jetzt nicht geht! Sagen Sie Tetzlaff, er soll warten oder, wenn ihm das nicht paßt, später wiederkommen! Jetzt habe ich wirklich keine Zeit.“

Der Sekretär ließ sich aber nicht abweisen. „Herr Kommissar, er meint, es sei sehr dringend. Auch für Sie wichtig, Herr Kommissar! Er läßt sich nicht abweisen.“

„Zum Kuckuck noch einmal! Was wird es schon so Wichtiges sein!“ Schröder stand ärgerlich auf. „Also bleiben Sie einen Augenblick hier drinnen, ich bin gleich wieder da!“

Kommissar Schröder ging hinaus um zu hören, was ihm Tetzlaff so Wichtiges zu sagen hatte, und es dauerte ziemlich lange, bis er zurückkehrte. Unterdessen versuchte Sylvia vergeblich, einen Blick Freeses zu erhaschen. Er starrte unentwegt in der Richtung des Fensters, ohne den Kopf zu wenden. Er starrte abweisend an ihr vorbei, als sei sie für ihn überhaupt nicht vorhanden. Sie hätte viel darum gegeben, jetzt aufstehen, auf ihn zugehen und ihm die Hand drücken zu dürfen, aber sie wagte es nicht. Sie hätte ihm gerne etwas gesagt, was ihr im Munde brannte, und sie mußte sich auf die Lippen beißen, um sich zum Schweigen zu zwingen.

Schröder trat wieder ein. Er schien sehr betroffen zu sein und hielt in den Händen eine kleine Photographie. Ohne etwas zu sagen, ging er ans Licht und unterzog das Bild einer eingehenden Betrachtung. Es war eine Gruppe von drei Personen: ein Mann, eine Frau und ein kleines, etwa zweijähriges Kind — eine mäßig gelungene, aber immerhin genügend deutliche Amateuraufnahme. Sie war ihm soeben von Tetzlaff übergeben worden, der sie, wie er berichtete, aus Rudolstadt mitgebracht hatte. Die Frau auf dem Bilde war unstreitig die nämliche wie die, welche sich jetzt hier im Zimmer befand.

Und der Mann? Was da Tetzlaff bewerkstelligt hatte, war unglaublich! Er war am gestrigen Tage nach Rudolstadt und in der Nacht wieder zurück nach Berlin gefahren, sein lächerlicher Wagen hatte dreimal Panne gehabt und stand nun unten, ein rettungsloses Trümmerwerk, nicht mehr imstande, sich von der Stelle zu bewegen. Gleichwohl focht dies Tetzlaff nicht an, er hatte sich wie eine Bulldogge in den „Fall“ verbissen und draußen Schröder einen kleinen Vortrag gehalten, mit seiner etwas heiseren, leisen Stimme, scheinbar blind durch die Brille starrend — und der Kommissar war zum Schluß schlechthin platt gewesen. Er hatte auf Tetzlaff ein wenig losgepoltert, daß dieser sich in Dinge mische, die ihn nichts angingen, aber er hatte dann doch nicht umhin können, ihm seine Bewunderung auszusprechen, und hatte gesagt: „Schade, daß Sie Journalist sind, man könnte Sie hier im Präsidium gut gebrauchen!“

Worauf Tetzlaff nur lächelnd erwidert hatte: „Das ist nun wirklich nicht meine Sache!“

Der Mann auf diesem Bilde war ein Unbekannter. Aber er war jemand, den es gab und keine Phantasiegestalt! Schröder hob den Kopf, allein ehe er noch ein Wort sagen konnte, sah er, daß Sylvia erregt aufgestanden und zu ihm hingetreten war.

Sie hielt ihm in schwerem Entschluß etwas hin, er griff danach. Es war ein Paß. „Hier!“ sagte sie tonlos. „Und jetzt werden Sie ihn ja wohl bald haben.“

Der Kommissar öffnete mechanisch den Paß, seine Augen wurden größer, er blätterte hin und zurück und sein Blick blieb endlich auf dem Bilde haften. „Das ist ja Georg Stuckering!“ sagte er endlich.

„Ja!“ sagte Sylvia leise.

„Warum haben Sie mir den Paß nicht schon längst gegeben?“ ereiferte sich der Kommissar. „Jetzt hat die Sache natürlich ein anderes Gesicht!“

„Ich konnte nicht . . .“ erwiderte sie tonlos. „Nicht meines Mannes wegen, aber daß er ins Zuchthaus kommt und . . .“

Schröder hielt ihr die kleine Photographie hin: „Deshalb? Nicht wahr?“

Sie warf einen Blick darauf und bestätigte errötend: „Ja, deshalb!“ Dann erst besann sie sich und fragte erschreckt: „Aber wie kommen Sie zu diesem Bild?“

„Dafür müssen Sie sich bei einem andern bedanken! Bei einem Herrn Tetzlaff!“ entgegnete Schröder. „Er hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, Herrn Freese herauszupauken, dabei wäre seine ganze Anstrengung jetzt nicht einmal notwendig gewesen, wo wir den Paß haben — der gute Tetzlaff hat seinen Wagen ganz umsonst in Grund und Boden gefahren. Aber sagen Sie es ihm nicht wieder, er ist ja so stolz auf seine Leistung! Und was Sie anbetrifft, Frau Stuckering, so kann ich Ihnen den Vorwurf nicht ersparen, daß Sie sehr lange gezögert haben, mir dieses wichtige Beweismittel zu liefern. Ich verstehe, daß Sie den Vater Ihres Kindes schonen wollten, aber . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg